

Kunst Frenetischer Trip

Im September 2013 bestieg der kalifornische Künstler Doug Aitken einen in den Dreißigerjahren erbauten Luxuszug und machte sich auf den Weg von New York nach San Francisco. Er lud über 60 befreundete Künstler ein, ihn zu begleiten, alte Werke zu präsentieren und neue zu erschaffen. Der Film „Station to Station“ dokumentiert diese Reise und kommt nun in die Kinos. Gleichzeitig zeigt die Frankfurter Schirn Kunsthalle eine umfassende Werkchau des vielseitigen Aitken (bis zum 27. September), dessen Arbeiten unter anderem Installationen, Performances und Soundexperimente umfassen. Aitken, 47, der schon mal Naturgeräusche in seine Kompositionen einbaute, glaubt an eine unmittelbare Wechselbeziehung zwischen Kunst und Wirklichkeit. Dieses Konzept lässt seinen Film manchmal etwas banal wirken, wenn etwa die Rock-

sängerin Patti Smith ausgerechnet über „Trains of Thought“ singt. Andererseits finden sich aber auch einige sinnliche Ideen. Der Künstler Olafur Eliasson zum Beispiel entwickelte einen Seismografen, der die Vibrationen des Zugs in grafische Muster übersetzt. Leider räumt Aitken jedem der Künstler nur jeweils eine Minute ein – so entwickelt sich der Film zu einem frenetischen Trip durch die Kunst, bei dem den Zuschauern Hören und Sehen vergehen kann. lob



Aitken-Werk „Earth Plane“, 2015

Nils Minkmar zur Zeit

Säbel vorm Gesicht



Als Angela Merkel und François Hollande am Montagabend den Élysée-Palast betreten, stehen links und rechts von ihnen je fünf Reiter der Garde républicaine mit gezogenem Säbel. Sie tragen eine historische Uniform und einen silbernen Helm, unter dem es doch ziemlich warm sein muss. Die Garde steht dort immer bei hohem Besuch,

ob nun der König von Belgien kommt oder Barack Obama, aber es ist jener Zeitpunkt in der Mitte einer schweren internationalen Krise, in der man als Fernsehzuschauer aus lauter Überdross plötzlich auf diese Männer achtet. Der ganze Subkontinent schwankt, und die stehen dort, ohne dass jemand fragt, warum? Überall wird gespart, modernisiert und optimiert, und hier haben wir zehn beamtete Vollzeitkräfte, deren reguläre Werktagsarbeit darin besteht, einen historischen Säbel möglichst senkrecht vor ihr eigenes Gesicht zu halten. Und obwohl diese Gendarmen zu den erfahrensten Reitern Frankreichs gehören, sind keine Pferde im Bild. Das Protokoll sieht abgestiegene Reiter vor, es könnten auch Froschmänner auf dem Trockenen sein. Der tiefere Sinn eines solchen Spaliers ist es, dem Gast die friedliche Verfassung anzuzeigen: Wir kommen harmlos zu Fuß, hier siehst du unsere Säbel, heute verarbeiten wir niemanden zu Steak tartare, nicht mal dich.

Es ist eine paradoxe Symbolik: Der Staat zeigt, was er hat, und erfreut Gast und Publikum durch Verzicht auf sachgemäßen Einsatz von Mensch und Material. Und die Bereitstellung all der Dinge, die bloß gezeigt und nie eingesetzt werden, lässt sich Frankreich richtig etwas kosten: Die Säbel und Helme werden nicht irgendwo gekauft oder bei einem Kostümverleih ausgeliehen, sondern in eigenen Werkstätten gefertigt und unterhalten. Die Uniformen werden in den Ateliers der Garde genäht. Eigene Sattler und Hufschmiede kümmern sich um die Ausstattung ihrer vierbeinigen Kollegen. Es sind begehrte Stellen, die so schnell auch nicht durch digitale Anwendungen obsolet werden. Weil sie es ja längst schon sind.

Für die amtierenden Politiker ist so eine Kulisse nicht einfach. Hollande sieht vor der Garde aus wie Groucho Marx in „Die Marx Brothers im Krieg“. Er kann angesichts solcher Bilder auch lange davon reden, eine „normale“ Präsidentschaft pflegen zu wollen: Wer muss schon, wenn er nach getaner Arbeit vielleicht noch mit den Einkaufstüten nach Hause kommt, vor zehn Reitern salutieren?

Paläste und Gärten sollen der Idee der Republik schmeicheln, nicht jedem Amtsinhaber. Die Symbolik des Staates ist auch dazu da, jene anzusprechen, die mit Politik nichts am Hut haben, die keine Nachrichten schauen. Die Garde erfreut das Kind im Bürger und erweckt den Bürger im Kind. Sie erinnert daran, dass ein Staat nicht denen gehört, die immer im Fernsehen sind, und Bereiche hat, deren Funktion es ist, nicht zu funktionieren. Das Spalier der republikanischen Garde ist eine Hommage an die ursprüngliche Sinnfreiheit des menschlichen Lebens, über die die Existenzialisten so viel geschrieben haben, auf dem anderen Ufer der Seine.

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Claudia Voigt an der Reihe, danach Elke Schmitter.

Pop Lach nicht!

Die Lage ist ernst: In Zeiten der Krise vergeht auch den derbsten Satirikern im deutschen Hip-Hop, der Gruppe K.I.Z., der schwarze Humor. Zumindest kündigen die vier Berliner Musiker so ihr fünftes Album, „Hurra die Welt geht unter“, an. Früher ließen K.I.Z. – ein Kürzel, das mal als „Kannibalen in Zivil“, mal als „Klosterschüler im Zölibat“ aufgeschlüsselt wird – den jüdischen Komiker Oliver Polak als Adolf Hitler rappen, schufen Hymnen aus Schimpfwörtern wie „Hurensohn“ oder „Spasst“; stets auf der Suche nach der krassesten Provokation, die sich problemlos bei YouTube und auf den Schulhöfen verbreiten ließ. Mit

„Hurra die Welt geht unter“ üben sich die Krawallrapper nun in Sozialkritik: In den neuen 13 Songs geht es auch mal um Kindesmissbrauch, Flüchtlinge oder die Schatten des Kapitalismus. Soll man jetzt lachen oder weinen? Man weiß es nicht. Das Problem: K.I.Z. ernst zu nehmen ist, wie über die Krise zu lachen – unmöglich. skr



K.I.Z.-Album „Hurra die Welt geht unter“